

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 45

Artikel: Der Heidenheuet [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645207>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 45 – XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerel, Bern

Bern, den 8. November 1924

~ Scheiden. ~

Von Gottfried Keller.

Den Linden ist zu süßen tief
Das dürre Laub geblieben;
Am Himmel steht ein Scheidebrief
Ins Abendrot geschrieben.

Die Wasser glänzen still und kühl,
Ein Jahr ist drin ertrunken;
Mir ist ein schauernd Grabgefühl
Ins warme Herz gesunken.

Du schöne Welt! muß wohl ich bald
In diese Blätter sinken,
Daß andres Herz und anderer Wald
Die Frühlinglüfte trinken?

Wenn du für meines Weisens Raum
Ein bessres weißt zu finden,

Dann laß mich aus dem Lebenstraum
Reich und auf ewig schwinden!

~ Der Heidenheuet. ~

Erzählung von Alfred Suggenberger.

6

Leider hatten sich die Heuer und Heuerinnen bis auf wenige bereits nach dem Steinenbachwirtschaufe hinab verzogen, als ich bei einbrechender Dämmerung bei der Scheuer anlangte. Sie hatten den kleinen Umweg durch's Kestlerholz eingeschlagen; ich konnte sie noch von weitem singen und juchzen hören.

Gern hätte ich mich mit den letzten Nachzügeln auch abwärts gemacht, aber es war mir vom Obmann das wenigbegehrte Amt des Nachsehers zugeteilt worden, das mir zur Pflicht machte, das abgeerntete Gemeindeland nach etwa liegengeliebenem Heuergeschirr abzusuchen und alles noch unversorgte unter Dach zu bringen. Bis ich mich dieser Aufgabe, von einer starken inneren Unruhe zur Eile getrieben, mit wenig Gründlichkeit entledigt hatte, war es nahezu Nacht geworden; etwas früher als sonst, da im Westen hinter dem Breitberg Gewitterwolken brauten.

Eben war ich daran, Tür und Tor der Scheuer zu schließen und abzuriegeln, als ich plötzlich von starken Fäusten hinterrücks angepackt und zu Boden gerissen wurde. Wohl kam ich noch einmal hoch und setzte mich verzweifelt zur Wehr; aber in diesem Augenblick bekam ich einen dumpfen Schlag auf den Hinterkopf, davon mir alsbald Hören und Sehen vergingen.

Als ich wieder zu mir selber kam, lag ich auf einem Bund Stroh im dunkeln Pferdestall, den ich am späten Nachmittag selber hatte austräumen helfen. Ein stechender Schmerz in meinem linken Handgelenk sagte mir, daß ich zu Schaden gekommen war.

Ich stand auf und tastete mich der Mauer entlang

nach der Türe hin. Sie war von außen verriegelt, da half kein Rütteln und Zeren.

Nicht sehr über meine Lage erbaut, dachte ich darüber nach, wie ich etwa auf anderem Wege das Freie gewinnen könnte; doch so wie ich die Gelegenheit kannte, war wenig Aussicht vorhanden. Die Futterluken waren eng, und das kleine Halbbogenfensterchen hatte man mit Eisenstäben abgeschlossen, des findigen Kestlervolkes wegen, das vordem etwa in der Scheuer genächtigt und allerlei Unfug angerichtet hatte.

Im Begriff, mich wieder nach meinem Lager zurückzutasten, stieß ich mit der Hand an die kleine, vierstehige Stallaterne, die aus Versehen zurückgeblieben war. Ein paar Streichhölzer fanden sich richtig auch noch vor, und so konnte ich wenigstens das funzlige Kumpelchen anzünden. Abgesehen von den Schmerzen, die mir die verletzte Hand bereitete, hatte ich bei der Kauferei einiges abgekriegt; ich ließ mich gern wieder auf die Strohwellen in der Stalldecke nieder.

Wie ich mich jetzt in dem engen Raum etwas umsah, gewahrte ich zu meiner großen Ueberraschung, daß ich in meinem Gefängnis nicht allein war. Drüben an der Fenstermauer stand, die Arme ineinander verschränkt, Alwine Schindler.

Ich traute meinen Sinnen noch nicht ganz; sie kam mir zuerst wie eine Erscheinung vor. Doch kam mir jetzt dunkel zum Bewußtsein, daß mir jemand in meiner Bedrängnis von vorhin hatte beistehen wollen, und daß eine Frauenstimme laut um Hilfe gerufen.

Unsere beiderseitige Verlegenheit war zu groß, als daß wir uns sogleich hätten darüber hinwegsetzen können. Erst nach einer geraumen Weile fiel es mir ein, ich sei dem Mädchen eigentlich Dank schuldig, und ich brachte diesen Dank mit ein paar ungeschickten Worten dar. Sie bedauerte nur, mit ihrer Warnung zu spät gekommen zu sein. Im Bestreben, den nächsten Weg einzuschlagen, habe sie sich in der Dunkelheit verirrt, so daß sie von den drei Gesellen leider überholt worden sei, deren Anschlag sie als Nachzüglerin zufällig erlauscht haben wollte.

„Ich hoffe nur, es sei Euch nicht etwa sehr Arges zugestoßen“, fügte sie ihrer erklärenden Mitteilung aufrichtig bei. — —

Ich stand von meinem Strohlager auf und setzte mich auf das schmale Stallbänklein. „Da im Gelenk hat's mich ein wenig“, gab ich scheinbar unbesorgt zu. „Aber es ist allweg nichts, ich kann die Hand noch bewegen.“

Sie trat ohne weiteres zu mir her und untersuchte den Schaden mit behutsam tastenden Fingern. Das Gelenk war schon etwas angeschwollen. „Die Hand ist allweg verstaucht“, stellte sie fest. „Wenn wir nur Wasser hätten.“

Es war aber kein Wasser da. Der Brunnen vor der Scheuer mochte noch so vergnüglich plätschern.

Sie löste das von ihrem Schürzenband herabhängende Kopftuch und brachte mir mit dessen Hilfe einen leidlichen Verband an. „Der gute Wille muß es machen“, sagte sie mit einem zarten Lächeln dazu.

Ich mußte heimlich darüber staunen, wie vom ersten Augenblick an ein schöner, klarer Abstand zwischen uns war. Und doch war ich ganz von ihrer Liebllichkeit umgeben und verzaubert. Ich wußte es jetzt besser als je, daß ich mit meiner Seele zu keiner Zeit von ihr loskommen würde. Der Verstand hatte da nichts mitzureden. Der redlichste Wille, die besten Vorsätze mußten zum Unrechten führen.

Meine Samariterin bemühte sich indessen mit unbefangener Selbstverständlichkeit weiter um mich. Mein rotes Sacktuch mußte eine Trageschlinge abgeben, womit mir für einstweilen zur Not geholfen war.

„Wir zwei kommen immer ungedacht zusammen“, sagte ich. — —

„Immer wenn's recht ungeschickt geht“, ergänzte sie. Sie war jetzt zur Türe hingetreten und machte sich am rostigen Schloß zu schaffen.

„Es ist dort nichts zu machen“, versicherte ich ihr bestimmt. „Wir müssen unsere Vehr allweg da oben für uns allein feiern — wir zwei. — Und — wenn ich die Wahrheit bekommen soll: Wir hätt' etwas Lieberes gar nicht geschehen können“, fügte ich unbedenklich hinzu. „Die bleisierte Hand nehm' ich gern dagegen in Tausch.“

„So dürft Ihr nicht reden“, bat sie mich schnell und heftig. „Ihr dürft mir's nicht falsch auslegen, es ist von mir nicht so gemeint gewesen!“

Aus ihrer Stimme sprachen Not und Erregung. Ich hätte mein vorlautes Wort gern zurückgenommen, schon um ihrer lieben, schönen Ruhe willen.

„Habt keine Sorge“, versicherte ich ihr warm. „Was wir da in unserem Gefängnis reden und verschweigen wollen, darüber habt Ihr zu befehlen. Wenn Ihr mir's zugebt, so möchte ich Euch wohl ein kleines Geschichtlein erzählen, ganz wie es sich zugetragen hat, ohne etwas dazu

und davon zu tun. Es würde nicht zu lang dauern, die Hälfte wißt Ihr ja schon.“

Sie stand nun wieder, wie im Anfang, mit verschränkten Armen an der Fenstermauer, halbwegs von mir abgewendet. Ohne eine Miene zu verziehen, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen, schenkte sie mir Gehör.

Auch nachdem ich mit meiner knappen Beichte zu Ende war, verharrte sie noch eine ganze Weile regungslos in ihrer Stellung. Dann drehte sie langsam den Kopf nach mir hin und sah mich einen Augenblick wie neugierig an.

„Habt Ihr Schmerzen?“ fragte sie in wunderbar zartem Tone.

„Warum fragt Ihr jetzt nach dem?“ gab ich fast betreten zurück.

„Weil ich Euch gern helfen möchte. — — Auch im andern“, fügte sie nach einigem Zögern bei.

Sie war etwas näher getreten, ganz ins dürftige Ampellicht hinein. Leicht vornübergeneigt, die herabhängenden Hände lose ineinandergefaltet, stand sie da. Von Zeit zu Zeit erhellte grelles Wetterleuchten den Raum, doch achtete sie nicht darauf.

„Ich darf es Euch nun endlich sagen, was ich Euch schon lang gern zu wissen getan hätte; es ist nichts mit uns zweien. Auch wenn man das andere ganz aus der Welt tun könnte, auch dann nicht. Ich habe einen andern gern.“ —

Sie hatte die Worte klar und leise nebeneinanderhin gesagt; ich hatte sie gleichsam mit dem Herzen gehört. Ihr Nachhall überdönte in mir das Grollen des langsam aufsteigenden Gewitters.

„Ist es der, dem Ihr das Kränzlein gewunden?“ fragte ich nach einer mühseligen Pause gespannt.

Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Sein Antrag hat mich geehrt. Aber noch viel höher steht mir Euer Gerhaben und Eure gute Meinung. Wenn man halt nur seinem eigenen Herzen befehlen könnte.“

„Man kann es nicht“, gestand ich. Ich war müde und erschlagen.

Da trat sie stillschweigend zu mir her und setzte sich neben mich auf das Bänklein.

„Nehmt es mir nicht schieß, ich muß Euch jetzt noch etwas bekennen“, gestand sie, mit aller Kraft gegen Scheu und Befangenheit ankämpfend. „Nicht Warnens wegen bin ich heute da herauf gekommen. Es war ein Notlug, das, was ich Euch vorhin gesagt. Ich habe für Eine reden wollen. Für Eine, die das zehnmal wert ist: Juliane — — Juliane!...“

Während sie den Namen aussprach, beugte sie den Kopf etwas vor und sah mir mit drängender Bitte in die Augen.

Sie wußte nicht, was sie damit tat. Mein gesunder Arm zitterte wie im Krampf. Mit seiner stählernen Kraft hätte ich das junge Leben umspannen, ich hätte es gewaltfam an mich reißen mögen.

„Die Juli hätte besser jemand anders zu mir geschickt, nicht Euch“, sagte ich, ohne sie anzusehen. Ich war noch kaum meiner selbst mächtig.

„Mich hat niemand geschickt!“ gab Alwine schnell und bestimmt zurück. Dann fügte sie in anderem Tone hinzu, groß und vorwurfsvoll: „So eine kann doch nicht betteln!

— Was ich von ihr weiß, das hab ich wahrhaftig nicht aus Worten. Aber ich bin doch auch mit fünf Sinnen auf die Welt gekommen.“

Als ob sie ahnte, wie sehr mich ihre Nähe bedrängte, hatte sie sich wieder erhoben und war an ihren alten Platz zurückgetreten, fing aber dort beharrlich von der gleichen Sache an.

„Sie hat Euch gern gehabt, von Anfang an; Ihr könnt es mir glauben!“

Ich glaubte ihr ja. Aber ich wollte das nicht gelten lassen. „Warum hat sie denn nicht ja gesagt? Die Wahl hat ihr weh getan! Sie hat vor Bäumen den Wald nicht gefunden!“

Ein schmerzliches Lächeln spielte um ihre Lippen. „O wie redet Ihr kindisch und ungerecht!“ sagte sie bedrückt. Dann erhob sich ihre Stimme plötzlich zu großer Wärme, sie trat fest und klar über sich selber hinaus.

„Habt Ihr es ihr ein einziges Mal gesagt? Nicht mit armseligen Worten, nehm, mit den Augen tief in die Seele hinein gesagt: Ich hab dich lieb! O, wenn eine nach Liebe hungert, nach rechter, ehrlicher Liebe, und sie muß sehen, wie alle die hundert, die hinter ihr her sind, nur das Geld meinen!“

Ich mußte meine Augen vor ihr niederschlagen. „Ich hab dem Geld nie nachgefragt“, bestritt ich fleilaut.

„Um Geld oder um Hochmut, das ist einerlei. Betrogen habt Ihr sie doch.“

„Aber ohne Wissen und Wollen“, konnte ich mühsam jam gestehn.

Und nun kam es plötzlich hart und heiß über mich, ich mußte mich straff emporrichten, ohne doch gleich reden zu können.

„Es nützt nichts!“ würgte ich endlich heraus, den Ton, der zu laut werden wollte, gewaltsam in der Kehle zerpressend. „Seit Ihr da neben mir gesessen habt, weiß ich es noch besser als vorher, es nützt nichts! Ich hab nur zwei Augen, und was in denen sitzt — — — ich hab nur ein Herz im Leib!“ Damit ließ ich mich hart auf meinen Sitz niederfallen.

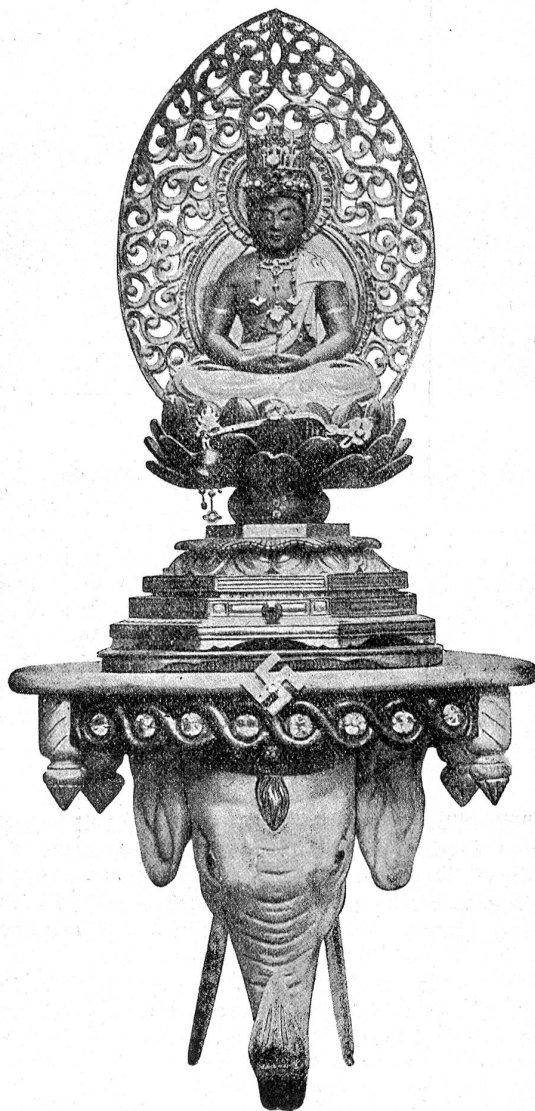
Nachdem wir eine Weile schweigend unseren Gedanken nachgehungen, wandte ich mich mit einer bescheidenen Frage an sie, die fast mehr Bitte war: Sie möchte mir ein klein wenig von ihrer Liebschaft erzählen. Und sie willfahrte mir ohne Zieren.

Sie hing einem jungen Lehrer an, der kurze Zeit in ihrem Dorf als Verweser geamtet und nebenbei den Mädchen die Köpfe aufgewirbelt hatte. „Allen, Allen, das hat ihm keine Mühe gemacht!“ gestand sie mit einem schmerzlichen Lächeln. „Im Anfang ist er ein richtiger Sommervogel gewesen. Aber dann ist er auf einmal von den andern abgefallen und hat nur noch mich gekannt. Wir sind so glücklich zusammen gewesen, daß ich es nie vergeßen will. Und wenn ihm heut an meiner Treue nichts mehr liegt, wenn er bei einem besseren Schatz sein Glück gefunden, ich komm' doch nicht von ihm los. Ich müßte andern belügen.“

Die Tränen rannen ihr über die Wangen. Sie gab sich keine Mühe, ihre Not vor mir zu verbergen. Noch nie war sie mir so liebreizend, noch nie ihr Wesen mir so tief gut erschienen. (Schluß folgt.)

Buddhismus.*)

Der Buddhismus ist eine Religion, die für Süd- und Ostasien wenigstens die Bedeutung hat, wie das Christentum



Japanische Buddhastatue auf Holzkonsole in Lausanne.

für das Abendland. Wir brauchten jedoch gar nicht so in die Ferne zu schweifen, um ihn kennen zu lernen: in Lausanne besteht schon seit längerer Zeit ein kleiner Buddhistentempel, der von dem französischen Ingenieur R. Bergier erbaut worden ist.

Das Christentum hat uns den versprochenen Frieden nicht gebracht. Die Herrschenden aller christlichen Länder haben meist verstanden, es so zu forumpieren, daß es als staaterhaltende Religion selbst zum Kriegführen benutzbar war. Jeder christliche Staat mordet in Kriegen im Namen Gottes.

Da darf man sich nicht verwundern, wenn religiös veranlagte Leute nach einer anderen Lehre Umschau halten, die ihnen reiner und höher erscheint als die Religion der abendländischen Rasse. Die Kriege rufen immer einer Welle religiösen und mystischen Empfindens, das sich zunächst in vermehrter Sektiererei äußert. Diese ergreift nicht etwa nur

*) Klischees aus Dr. L. Lang „Buddha und Buddhismus“ 2. Auflage Verlag Franckh in Stuttgart. Das empfehlenswerte Buch dient u. a. als Quelle. 78 Seiten, Preis Fr. 1. 50. — Vom Verfasser dieses Aufsatzes, Herrn Hans Zulliger, wird im gleichen Verlag demnächst ein Buch erscheinen über „Unbewußtes Seelenleben“.